

ten Steine zusammen und schichten sie zu einer Mauer aufeinander. Daneben adert ein alter Indio mit zwei Ochsen und einem Pflug, der den ersten Menschen zur Ehre gereichen würde. Er besteht nämlich aus weiter nichts als aus einem Baumstamm, an dem noch ein Ast sitzt, der die Pflugchar darstellt. — Unter Schnaufen und häufigem Stehenbleiben klettern wir den einen Abhang hinauf und kommen in ein malerisches Indianerdorf mit Lehmhütten, hübschen kleinen Blumengärten und zahllosen schmutzigen Kindern. Fast aus jedem Gehöft stürzt mit wütendem Gebell ein Roter unbestimmter Rasse hervor, der aber sofort den Schwanz zwischen die Beine nimmt, wenn man sich nach einem Stein bückt. Vor einer Hütte säugt eine Indianerin ihr Kind, vor einer andern hat eine Frau den Kopf in ihres Mannes Schoß gelegt und läßt sich mit Wohlbehagen von ihm gewisse Tierchen absuchen. Wieder eine andre hat neben sich einen großen Tonkrug stehen mit sorgsam aufbewahrtem Urin. Damit reibt sie sich ausgiebig den Kopf ein. Die Indianer sind nämlich der festen Ueberzeugung, daß diese Flüssigkeit das beste Desinfektionsmittel sei. — Nachdem wir das Dörfchen passiert haben, wandern wir wieder durch Felder, die in der Hauptsache mit Gemüse bestanden sind: Salat, Radieschen, alle möglichen Krautarten und die unvermeidlichen Zwiebeln. Das ganze Gelände ist von unzähligen künstlich angelegten Wassergräben durchzogen, die von dem Flusse gespeist werden. Jeder Indio hat einen bestimmten Tag pro Woche, an dem er in seine Kanäle Wasser laufen lassen darf. Dieses ungeschriebene Gesetz wird streng eingehalten. Trotzdem dieses Wasser durchaus nicht einwandfrei ist, da darin auch Gemüse und Wäsche gewaschen werden, so scheuen die Eingeborenen sich doch nicht, es zu trinken. Jeder Europäer würde das natürlich unweigerlich mit Typhus büßen.

An der Straße, die nach der Stadt führt, kauert, unbekümmert um Staub und Lärm, eine India vor ihrem Handwebstuhl, dessen Modell auch gewiß schon tausend Jahre alt ist. Mit knallbunten selbstgesponnenen Garnen webt sie einen „poncho“ (Umhang), für den sie, wie sie uns erzählte, 30 Bob zu bekommen hofft. Arbeitsdauer: 7 Monate!

Die Straße ist mit einer fuhohen Staubschicht bedeckt. Da nun an den Sonntagnachmittagen in Miraflores meistens Rennen oder Fußballweitzämpfe sind, so muß dieser lästige Staub doch irgendwie beseitigt werden. Es wird also löblicherweise gesprengt. Aber wie? Ein Duzend Indios sind angestellt, das Wasser aus dem Straßengraben auf den Staub zu gießen. Sie tun dies teils mit Eimern, teils mit alten Kochtöpfen, ja sogar mit Hüten und Händen. Eine mühselige und doch vergebliche Arbeit; denn nach einer knappen halben Stunde hat die sengende Sonne doch alles längst wieder ausgehörnt! — Jetzt kommen wir zu einem Kloster. Auf dem freien Platze davor sehen wir uns plötzlich von einer Schar Lamas umringt, die auf ihren Rücken die für das Kloster bestimmten Säcke mit „taquia“ (Lamamist als Feuerungsmaterial) tragen. Sie schauen uns dumm-hochmütig an, lassen uns aber im übrigen ungehindert passieren. Ueberhaupt habe ich hier noch nie erlebt, daß ein Lama gespuckt hatte, wie Frik Reuter das so nett erzählt!

Von Zeit zu Zeit gehe ich des Morgens selbst einmal auf den Markt, um einzukaufen. Auch hier kann man wieder die ganze deutsche Kolonie treffen, d. h. die Damen. — Immer wieder entzückt mich das farbensatte Bild. Auf der Erde oder auf Kisten hocken die Indias und Cholas mit untergeschlagenen Beinen und halten ihren Kram feil. Sie sind oft recht wohlhabend, was man an ihrem Umfang und dem Gold- und Silberschmuck erkennen kann. — Es ist eigentlich wundervoll, daß es das ganze Jahr über frisches Obst und Gemüse gibt, natürlich mit der Jahreszeit wechselnd. Jetzt z. B. kommen die ersten Erdbeeren, Pflaumen und Aprikosen. Später gibt es Birnen, Pfirsiche und Weintrauben. Beeren (außer Erdbeeren) fehlen leider gänzlich. Kirschen und hiesige Äpfel sind minderwertig. Für einen kalifornischen Apfel zahlt man ca. 50 Cents, für eine Ananas dagegen nur 30—40.